Philadelphier Magazin

für

Freunde der deutschen Literatur in Amerika.

Eine Monatsschrift

ernsten und launigen Inhalts.

(Fortsetzung des Readinger Magazins.)

Herausgegeben von J. C. Goßler.

Nro. II. Februar-Heft 1825. Alte Nummer XIV.

Der Feldwebel von der Potsdamer Garde.

Wer „Zschokke's Erheiterungen," diese so allgemein beliebte Zeitschrift kennt, wird auch hoffentlich die folgende Erzählung, welche ich daraus entlehnt habe, des Lesens werth halten. Der Stoff ist nicht neu, aber die wirklich attische Laune, welche der so reinen Moral in dieser Erzählung beigesellt ist, zeugt von einem Werthe, dessen Schätzung ich dem Leser überlasse.

Der zweite in der Reihe von den preußischen Königen, Friedrich Wilhelm I., war von Potsdam nach Magdeburg gekommen, um im Vorbeigehen auch die neuen Schanzen, Bollwerke und Wälle zu besichtigen, deren Anlage er befohlen hatte. Als den Tag nach seiner Ankunft ruchtbar ward, er werde, von der gesammten, glänzenden Feldherrnschaft begleitet, zu Pferde von der Neustadt in die Altstadt hereinkommen und den Zug durch die ganze Länge der Stadt zum Schlosse oder sogenannten Prinzenhause am Domplatze machen, war bald nach der Mittagsstunde Alles, ihn zu sehen, in Bewegung, was irgend Werkstätte, Laden, Schreibstube, Putzzimmer, Küche u. s. w. verlassen konnte. Denn einen König, und noch dazu einen eigenen König, mit leiblichen Augen zu sehen oder wiederzusehen, war für die Magdeburger kein geringes Fest. Jeder bildete sich auf diese Ehre nicht wenig ein, und ward noch Jahr und Tag nachher um einen Zoll größer, wenn er davon sprechen oder wohl gar noch Nebenumstände erzählen konnte, die er beim Anblick des Königs wahrgenommen; zum Beispiel,

wie derselbe nachdenkend gewesen sey, oder mit wem er eben gesprochen, oder wie er ausgespuckt, oder wie er beim Grüßen den Hut angegriffen habe. Damals galt ein Monarch noch für ein Wesen höherer Natur, wie ein Erbstatthalter des ewigen Schicksals, wie eine Nationalgottheit in wirklicher Menschengestalt. Noch wagte Niemand, die Göttlichkeit eines gekrönten Hauptes zu bezweifeln, als etwa der Kammerdiener, Edelknabe, Leibhusar, Hofmedikus, oder wer sonst mit den menschlichen Schwachheiten der Potentaten in unmittelbare Berührung gekommen war.

Wie Bäche und Nebenflüsse ihre unruhigen Wellen in das weite Wogengebrause eines Hauptstroms ergießen, so spieen jetzt die engen, zahlreichen Seitengassen ihre Bevölkerung, bald zu einzelnen Schwärmen, bald zu langen Zügen, in die belebte Hauptstraße der Stadt, der breite Weg genannt. Diese Straße von unregelmäßiger Bauart und ungleicher Breite, mit alten und neuen, hohen und niedrigen Gebäuden und Kirchen besetzt, erstreckt sich in einigen Krümmungen über eine Viertelstunde lang von einem Thor zum andern. Ueberall sah man die Fenster durch sämmtliche Stockwerke mit neugierigen Zuschauern angefüllt, denen das Menschengewimmel drunten einen nicht minder ergötzlichen Anblick gewährte, als sie selber hinwieder diesem einen reichen Stoff zur Verwunderung oder zu scherzhaften Bemerkungen oder neugierigen Forschungen boten.

Je näher der Augenblick trat, da der König erscheinen sollte, desto mehr verminderte sich das anfangs rege Durcheinanderirren der Menschenmenge. Das unförmliche Gewirre trennte sich zu beiden Seiten des breiten Weges, und das Vielbewegliche erstarrte zu einzelnen festen Volkshaufen, oder Gruppen, je nachdem man sich, durch Zufall mit Freunden oder Fremden zusammengesellt, auf einem vortheilhaften Platze befand.

In einem dieser Haufen, der sich Kopf über Kopf amphitheatralisch auf den liegenden und stehenden, behauenen und unbehauenen Sandsteinplatten, auf Gestellen, Brettergerüsten und bretternem Obdache der Steinmetzen vor der St. Katharinenkirche emporgeschichtet hatte, herrschte ganz besondere Lebhaftigkeit. Denn ein beträchtlicher Theil der lieben Schuljugend hatte sich hier der Anhöhen bemächtigt, und trieb da, zur erlaubten Gemüthsergötzung, ihr Kurzweil; stieß bald den Einen bald den Andern, der sich sicher wähnte, vom Steingestell hinab in den dicken Volkshaufen, oder sie glitt in Masse, schreiend und prasselnd, von der schlüpfrigen Bretterdecke der Steinhütte zur Erde nieder, wie beim Thauwetter im Winter die Schneelagen eines schroffen Hausdaches.

„Alle Wetter!“ schrie im Haufen ein schnurbärtiger Invalide, indem er den knotigen Krückenstock schwang, der zu seinem hölzernen Bein die Stelle eines dritten oder Hülfs-Fußes vertrat: „Führt die Teufelsbrut dahinten nicht ein Wesen, als stürzten uns die zwei schwarzen Thürme der Katharinenkirche über den Kopf zusammen? Haltet Euch still, Ihr Speckhusaren, oder ich hau' Euch zusammen, daß die Stücke davon fliegen!“

Die Buben verlängerten alle vor edler Wißbegier die Hälse, den Schlund zu erblicken, aus welchem diese furchtbare Stimme hervordonnerte. Einige hatten gute Lust zu kichern und den ungebetenen Zuchtmeister zu necken nach ihrer Weise; aber den meisten vergieng doch die Begierde beim Anblick des gewaltigen Knotenstocks und des erschrecklichen Bärengesichts. Das war ein Kopf, zwischen zwei breiten Schultern, der auch handfestere Gegner erschrecken konnte. Ein starkknochiges, braunes Gesicht, mit großer spitzer Habichtsnase wandte sich mit drohendem Stolze bald rechts bald links. Ein grauschwarzer Schnurbart hieng über und seitwärts dem Munde, und zwei schwarze Augen blitzten fürchterlich hinter überhangenden eisgrauen Augenbraunen hervor, wie die stechenden Sonnenstrahlen zwischen perlfarbenen Gewitterwolken.

Aber aus den Augen, aus dem Sinn. Kaum hatte der Invalide sein Schreckensantlitz wieder von der leichtfertigen Jugend weggewandt, um einem ihm wohlbekannten alten reichen Herrn zu winken, der von der Schrotdorfer Gasse her über den breiten Weg mit feierlichen Schritten kam, hoben die Jungen hinter ihm das Spiel von neuem an. Erst sangen einige der muthigsten das lustige Wort: „Speckhusar“ mit leiser Stimme, dann mehrere, dann alle, und immer lauter, zuletzt recht taktmäßig mit dem kräftigsten Geschrei.

„Daß Euch alle Donner, Wetter und Hagel in die Schelmenaugen fahren!“ brüllte plötzlich der Invalide, schnell umgeschwenkt mit emporfliegendem Knotenstabe, und jählings stob die Schaar der Buben von Steinen, Gestellen und Brettern weit aus einander nach allen Weltgegenden, wie ein Schwarm Spatzen im Herbst, wenn ein Schuß unter sie fällt. Der Invalide fühlte aber einen leisen Druck auf seine Pelzkappe von hinten her. Es war der alte reiche Herr, der wegen seiner außerordentlichen Länge, wie die Tanne über dem Unterholze, zwischen allen zufälligen Nachbarn und Nachbarinnen hervorragte, und seinen Arm über die Köpfe der Umgebung zum Invaliden gestreckt hielt.

„Was machst Du für Händel, Krabb?“ sagte der lange reiche Herr, „laß den Kindern ihre Lust; sie treiben's Dir nur ärger.“

„Mordio!“ brummte der Invalide, und zog ehrerbietig grüßend

die alte Pelzkappe: „Wenn man das Satansgeschmeiß nicht in Ordnung hält, könnte es sogar in Gegenwart von königlicher Majestät Unfug begehen und Schimpf und Schande über die gute Stadt Magdeburg bringen. Das ist kein Spaß, wenn man es mit großen Monarchen zu thun hat. Bleiben Sie nur da stehen, Herr Wilmson; Sie haben einen guten Platz da, den König zu sehen. Alle Wetter, die Ehre hat man nicht alle Tage.“

„Still, still!“ riefen andere Stimmen, „der König ist gewiß schon beim Krökenthor. Seht, schon ein Husar! Das Volk entblößt schon dahinten die Köpfe. Hut ab! Hut ab!“

Der Invalide Krabb, der sich in die vorderste Reihe gedrängt hatte, zog die Pelzkappe ab, und Herr Wilmson neben ihm den feinen dreieckigen Hut, dessen Vorderspitze einen langen vorstehenden Schnabel bildete. Links und rechts entstand Todtenstille im Volke.

„Sehen Sie, Herr Wilmson,“ sagte der Invalide mit leiser Stimme, „wie prächtig! Ja, das ist der König, der Vorderste da mit dem großen Stern auf dem blauen Rocke und dem spanischen Rohr. Kreuz-Wetter, der kann Schläge austheilen! Ich hab's einmal bei Wollin gesehen. Der beste Korporal führt nicht solchen Stock.“

„Und wer ist der alte General, der neben dem König, doch zurückbleibend, reitet?“ fragte Herr Wilmson: „Kennst Du ihn Krabb?“

„In drei Teufels Namen, ob ich ihn kenne? Mein Rücken erinnert sich noch am jüngsten Tage seiner, wie er mir — ich war kaum sechs Wochen beim Regiment — eins mit flacher Klinge über die Schulterblätter zog, weil mein Haarzopf nicht die ordonnanzmäßige Länge hatte. Das ist der alte Dessauer! Der ist hieb- stich- und kugelfest. Sie hätten ihn sehen sollen, Anno vier, bei Höchstädt, wo wir den Marschall Tallard fiengen und die Franzosen peitschten. Drei tausend Schock Millionen Granaten! Anfangs gieng's uns etwas schief. Da ließ er seinen Dessauer Marsch aufspielen, und vorwärts gieng's wieder, hinein in den dicksten Kugelregen. Still, jetzt kommen sie! Muckse Keiner!“

Es ward tiefe, ehrfurchtsvolle Stille weit umher. Der König ritt langsam daher im Gespräch mit seinem berühmten Generalfeldmarschall, dem Fürsten Leopold von Dessau; hinter ihnen die übrigen Generale und Offiziere. Plötzlich schien der König sein Pferd anhalten zu wollen, indem er einen langen Blick auf den Hrn. Wilmson warf und zum Fürsten von Dessau sprach. Der König ritt weiter und sah sich noch einmal um. Der Fürst war zurückgeblieben, bis der Kommandant von Magdeburg in seine Nähe kam. Beide redeten zusammen wenige Worte, mit dem Gesichte nach der Seite gewandt, wo der Ju-

valide und Wilmson standen. Dann ritt der Generalfeldmarschall in kurzem Trabe dem Könige nach.

Als sie kaum vorüber waren, sagte Herr Wilmson zum Invaliden: „Krabb, ich wette Zehn gegen Eins, der König kennt Dich und Deinen Stelzfuß noch, und der alte Dessauer dazu. Sie sprachen gewiß von Dir. Hast Du's nicht bemerkt? Das kann für Dich ein glücklicher Tag werden!"

„Richtig, Herr Wilmson. Fast sind mir die Sinne geschwunden. Aber doch hätte ich schwören wollen, der König hätte mehr Sie, Herr Wilmson, als meine Wenigkeit in's Auge genommen. Der alte Dessauer aber, denk' ich, muß mich, mein Seel, noch kennen; denn ich war's, der bei Höchstädt einen baierischen Offizier niederstieß, der eine unserer Fahnen erobert hatte; ich reichte sie dem Fürsten, als er es sah, was ich gethan, und er riß sie mir aus der Faust, und, hol' mich, straf' mich! als er die Fahne auf dem Pferde hatte, Herr Wilmson..."

Jetzt erst bemerkte der Invalide, daß ihm, im Gedränge der dem königlichen Zuge nachschwärmenden Leute, Herr Wilmson von der Seite gekommen sey und er seine Geschichte wildfremden Menschen erzählte, die neben ihm giengen. Er stieß einen derben Fluch aus, sah nach allen Richtungen umher, seinen Mann wieder zu finden. Und als er die Hoffnung aufgab, machte er rechtsum und steuerte stromaufwärts durch das Menschengewühl.

Hastig ergriff ihn ein schöner junger Mann, von hoher Gestalt, beim Arm. Es war der Sohn des Herrn Wilmson, der ihm entgegentrat, und ebenfalls einen in der Menschenmenge Verlorenen zu suchen schien.

„Donner, sind Sie es, Fritz?" rief der Alte: „Haben Sie den König gut gesehen? Bei uns hätten Sie seyn sollen. Ich kann Ihnen eine ganze Teufelsgeschichte erzählen..."

„Ich habe nicht Zeit, Krabb, Dich hier anzuhören!" sagte der junge Wilmson. „Nur geschwind das Eine: begegnete Dir nicht, erblicktest Du nicht ein junges schwarzgekleidetes Frauenzimmer, in tiefster Trauer?"

„Schatz," entgegnete der alte Schnurbart, „wenn man den König und den alten Dessauer vor sich hat, fragt man den Kukuk nach jungen, traurigen Frauenzimmern. Kommen Sie, Fritzchen, ich muß Ihnen eine Teufelsgeschichte erzählen. Ihr Vater und ich gerathen darüber in Hader und Streit, verlassen Sie sich darauf. Es ist die Frage, ob des Königs Majestät ihn oder mich angesehen, ob der alte Dessauer von ihm oder von mir mit dem Herrn Kommandanten gesprochen hat? So wahr ich lebe, ich glaube bald selbst, daß es mir galt.

Der König konnte bei meiner Uniform und meinem Stelzfuße nicht blind vorbeireiten, und der Feldmarschall weiß wohl, wie ich bei Stralsund um mein gutes Bein kam. Sehen Sie, ich hatte Beine, stark und voll, wie die Ihrigen, Fritz,..." Dabei machte der Erzähler eine Bewegung, um auf die Füße des jungen Wilmson zu zeigen; bemerkte aber, daß dieser neben ihm verschwunden war, und die Leute, die noch einzeln an ihm vorbeigiengen, die Mienen zum Lachen verzogen, wenn sie ihn so laut mit sich selber reden hörten.

—o—

Der junge Wilmson war in der That schon längst davongegangen, um die verlorene, schöne Trauergestalt wieder zu finden, die ihm wichtiger als der König und der alte Dessauer geworden zu seyn schien.

Er hatte nämlich anfangs unter den zahlreichen Zuschauern seinen Stand weiter aufwärts unfern dem sogenannten Krökenthor gehabt, wo er sich die Langeweile des Wartens damit vertrieb, die nächststumstehenden Personen zu mustern, in der Hoffnung, einen Bekannten zu entdecken. Als er dann auch hinter sich gesehen, erblickte er ein zartes, niedliches Mädchen, vom Haupte zu den Füßen trauerhaft in schwarzen Boy gekleidet, mit einem schwarzen, zurückgeschlagenen Flor über dem Kopfe, die seine weiße Stirn zum Theil mit einer dicht anliegenden, gegen die Mitte der beiden Augenbraunen zugespitzten Schneppe von schwarzem Krepp, nach damaliger Trauertracht bedeckt.

Er trat sogleich seitwärts und verbeugte sich anmuthig gegen die junge Schönheit, der er bisher durch seine Stellung die Aussicht genommen hatte. Durch einen beredsamen Blick und ein Deuten seiner Hand lud er sie ein, seinen Platz zu nehmen. Sie verneigte sich still und ernst, trat einen kleinen Schritt vor, und er eben so bald gar höflich hinter sie. Nun erst wandte sie das Köpfchen nach ihm um, sah mit blauen, seelenvollen Augen zu ihm hin, stammelte eine kleine Entschuldigung und dankte ihm in einem sanften Lächeln, wie er es noch nie so wunderfreundlich in seinem Leben gesehen zu haben glaubte.

Der junge Mensch wünschte sich im Herzen Glück, einer so holdseligen Jungfrau den kleinen Dienst geleistet zu haben, der ihm nichts kostete. Denn er konnte bequem über sie hinweg sehen. Statt aber hinweg zu sehen über das Köpfchen, betrachtete er von hinten erst die niedliche Form desselben; dann den feinen, hellen, etwas vorgebogenen Nacken, der durch das Finstere des Trauergewandes noch blendender war. Die Fülle und der Glanz des blonden Haupthaars, in der Vernachtung des Kreppflores, entgieng ihm nicht. Wie gesponnenes, zartes Gold kräuselten sich einige Löckchen in der Grube des Nackens, und einige längere schmiegten sich seitwärts an den weich- und schlankgerunde-

ten Hals hinab. Dann maß sein Blick ungestört das schöne Verhältniß der beiden Achseln, die sich mild anschwellend vom Halse allmählich abwärts senkten; dann den schmalen, etwas einwärts gebogenen Rücken und den schlanken Leib, welchen er gern glaubte mit seinen Händen umspannen zu können, wenn es erlaubt gewesen wäre.

Er betrachtete diese Umrisse und Formen mit so großer Aufmerksamkeit, daß er, als Alles links und rechts rief: Hut ab! Hut ab! zwar den Hut abzog, ohne aber sich deutlich bewußt zu werden, warum? Vielmehr, da sich eben das Köpfchen in dem Augenblick mehr vorneigte, ward noch ein Zollbreit des schönen Nackens sichtbarer, der bisher unter dem Mieder verborgen gewesen. Seine Augen waren wie geblendet. Er wußte selbst nicht, wie ihm bei'm Beschauen dieses schönen Mädchen-Nackens zu Muthe ward.

„Haben Sie ihn auch recht gesehen?" fragte die Schöne, indem sie sich zu ihm umwandte, und mit einem kindlichen Unschuldslächeln zu ihm emporblickte.

Der junge Wilmson erschrack von Herzen, und ward feuerroth, denn er glaubte anfangs, sie rede von ihrem Nacken, und wolle sein etwas spotten. Aber das allgemein um ihn laut werdende Getöse erinnerte ihn daran, daß der König schon vorüber sei. Er ward noch einmal roth, und Verwirrung war in seinen Geberden, aber das Entzücken noch in seinen Augen, sagte er: „Wenn Sie nur bequem gesehen haben!"

„Oh," rief sie, „es ist nicht das erstemal, daß ich die ganze königliche Familie sah. Aber ich danke Ihnen dennoch für Ihre Gefälligkeit."

Sie wollte sich mit einer Verneigung von ihm entfernen, als er bemerkte, das Gedränge und der Ungestüm des rohen Volkes werde zu heftig, sie würde seines Armes und Schutzes einen Augenblick bedürfen. Er bot ihr den Arm. Leise wie eine Feder, legte sie den ihrigen auf denselben, nachdem sie zuvor ihr weisses Schnupftuch, worin etwas eingewickelt zu seyn schien, in die rechte Hand genommen hatte. So gingen beide im wallenden Menschenstrome eine Zeit lang schweigend fort. Der junge Wilmson in stiller Seligkeit an der Seite des schönen Mädchens bildete sich fast ein, der gütige Himmel habe das ganze Fest ihm zu Ehren veranstaltet. Er drückte den Arm der kleinen Begleiterin sanft an sich, um ihn nur zu fühlen.

„Aber," sagte sie, „ich wohne weit von hier, ohnfern dem Sudenburger Thore. Ich darf Sie nicht bemühen."

„Fürchten Sie nicht die Mühe, die Sie mir verursachen, denn ich fühle mich eben durch die Mühe für die Mühe belohnt. Doch ehr' ich Ihren Willen, sobald Sie meine Begleitung ablehnen möchten, und

verlasse Sie. Ich will entbehren lernen. Man darf nicht immer glücklich seyn. Sie sind's ja auch nicht."

„Nein, gewiß nicht!" flüsterte sie ernst. Dann wandte sie das kindlich helle Antlitz zu ihm, und sagte nach einer Weile mit dem süßen Lächeln, das stets, so oft sie redete, in ihren Augen schwamm: „Doch habe ich die Ehre nicht, Sie zu kennen. Woher wissen Sie von mir und meinen Verhältnissen, und daß ich nicht glücklich bin?"

„Wenn mir Ihr Trauerkleid es nicht verrathen hätte, würde mir's doch Ihre . . ."

„Ach, ich trage Leid um meine Mutter!" seufzte sie, und mit leiser, zitternder Stimme, „um meine gute Mutter! Den Schmerz kennen Sie vielleicht nicht."

„Ich werde ihn nie kennen, denn die Mutter starb mir, ehe ich sie selbst kannte. Aber mit doppelter Inbrunst liebe ich dafür einen Vater . . ."

„O, Sie sind glücklich! Schon als Kind verlor ich den Vater. Ich bin eine Waise und stehe allein unter'm Himmel."

Der schmerzliche Ton in diesen Worten drang tief durch sein Herz, und klang in allen seinen Nerven wieder. Mag immerhin die Schönheit mit ihrer Siegesmacht das bewundernde Wohlgefallen fesseln, oder die geheime Kraft der Anmuth ein Herz voller Liebe entzünden; schneller wirkt der heilige Schmerz des Mitleids und gewaltiger als jene. Denn er zieht das wohlwollende Gemüth auch dem zu, was an sich nicht, als etwas Gefälliges, das Urtheil der Augen bestechen kann, und söhnet sogar mit dem Feinde aus. Der Jüngling fühlte in diesem Augenblick sein ganzes Wesen vom süßen Weh des Mitleids durchschauert. Wie gern hätte er ein tröstendes Wort gewagt: wie gern eine Frage mehr gethan, um die Lebensverhältnisse seiner liebenswürdigen Begleiterin besser durchblicken und eine helfende Hand bieten zu können! Aber seiner eilfertigen Gutmüthigkeit widersprach das Zartgefühl und die Furcht, durch Zudringlichkeit nur Wunden aufzureißen.

Indem er noch mit sich selber kämpfte, that das Mädchen neben ihm einen heftigen Schrei und ließ seinen Arm jählings fahren.

„O mein Gott!" rief die Erschrockene mit Thränen im starren Auge: „Nun ist mein Unglück vollendet!" Und sie warf bei den Worten ihre ängstlichen Blicke suchend umher und mühte sich vergebens, im drängenden Menschengewühl still zu stehen.

„Was ist Ihnen geschehen?" fragte der junge Wilmson hastig.

„Es hat mir Jemand im Gedränge das Schnupftuch aus der Hand gerissen, worin ein Pfeifenkopf gewickelt war."

Der Jüngling rief: „Gehen Sie langsam vorwärts. Ich finde

Sie wieder. Ich eile dem Diebe nach.“ Er verließ sie mit diesen Worten und stürzte sich gegen die rechte Seite des Menschenzuges, mit den Ellenbogen durch die Haufen rudernd. Denn er hatte bei dem ersten Schrei des Mädchens dort einen Menschen wahrgenommen, der durch eine Lücke der wandernden Volksreihen mit großer Eil verschwunden war, einen zeisiggrünen Frack trug und an der Hutspange einen glänzenden Knopf.

Kaum war Wilmson auf der andern Seite des breiten Weges, wo die Menschenmassen lichter und durchsichtiger waren, entdeckte er wirklich den Zeisig in einiger Entfernung rückwärts, und erkannte in ihm um so sicherer den Räuber des Schnupftuches, weil dieser stillstehend dasselbe eben, nebst dem Inhalt, betrachtete; dann, als er, sich umsehend, Wilmson erblickte, spornstreichs davon lief und seitwärts in eine Nebengasse absprang. Wilmson setzte ihm auf den Fersen nach, und verfolgte ihn durch die ganze Länge der Seitengasse. Der Zeisig hatte einen guten Vorsprung; dennoch blieb er mit einem Male stehen, wandte sich und erwartete seinen Verfolger festen Fußes.

„Was wollen Sie von mir? Warum laufen Sie mir nach?“ fragte er keuchend, nach Athem schnappend, als Wilmson heran kam. — Wilmson hatte, sobald er sah, der Räuber erwarte ihn, langsamere Schritte genommen. Denn dieser Mensch schien nichts weniger, als räuberischer Natur zu seyn. Es war ein wohlgekleideter junger Mann, von feinem Ansehen. Doch trug er das weiße Schnupftuch in der Hand, welches er während der Flucht vergebens bemüht gewesen war, in die Tasche seines Kleides zu bringen. Man sah, das Tuch verhüllte etwas anderes, als sich selbst.

„Wahrhaftig,“ sagte Wilmson, „Wenn Ihre Flucht und das Tuch Sie nicht verriethen, sollte man in Ihren Kleidern keinen Spitzbuben vermuthen.“ Mit diesen Worten riß er dem jungen Manne den Raub gewaltsam aus der Hand.

„Unverschämter Kerl!“ schrie dieser ihn wüthend an, und machte eine Bewegung, die erlittene Beschimpfung zu rächen. Wilmson aber versetzte eben so rasch seinem Gegner mit geballter Faust einen dermaßen kräftigen Schlag ins zornige Antlitz, daß dies sogleich vom Blut aus Maul und Nase gefärbt ward, und der Getroffene seitwärts taumelnd Haltung und Gleichgewicht verlor, und zur Erde stürzte.

Ohne sich um den Gezüchtigten ferner zu bekümmern, eilte der Sieger mit seiner Beute wieder aus der Nebengasse zum breiten Wege zurück, wo die Schwärme der neugierigen Gaffer und Lustwandler sich schon in die Ferne, an der St. Katharinenkirche vorüber gezogen hatten. Bald erreichte er sie, und durchkreuzte sie nach allen Richtun-

gen, um die schöne Eigenthümerin des wiedereroberten Tuches zu erspähen. Während seiner Kreuzzüge war er auch gegen den alten Krabb angerannt, der ihm von der verschwundenen Traurigen keine Kunde zu geben wußte. Er setzte seinen Lauf rastlos fort, musterte bald von der einen bald von der andern Seite die sich vorbewegenden Haufen, bald durchschnitt er sie in die Quere. Ueberall, wo er einen Bekannten fand, fragte er nach dem Mädchen in Trauer, ohne Kunde zu erhalten. So gelangte er, durch die ganze Länge der Stadt, bis zum Domplatze, wo der König mit seinem Gefolge vor dem Prinzenhause abstieg. Seine Angst und Ungeduld wuchs mit jeder verlornen Sekunde. Und hätten alle Majestäten des Erdballs einen Kongreß auf dem Magdeburger Domplatz gehalten, er hätte sie so wenig, als einen Kongreß tanzender Mücken am Sommerabend beachtet. Er durchlief den weiten Raum vor der großen Domkirche, und noch irrer liefen seine Blicke durch die Tausende der unter einander wandelnden Gestalten. Wie den nächtlichen Wanderer das Irrlicht im Walde, lockte ihn jeder schwarze Punkt zu einem andern Weg. Aber der Punkt verwandelte sich zuletzt immer bald in einen Rathsherrn mit weißgepuderter Perücke, bald in ein Bauerweib, bald in einen ehrwürdigen Pastor, bald in die schwarze Schürze einer Dienstmagd.

Endlich zerfloß die vom geendeten Schauspiel gesättigte Menschenmenge, und der Domplatz war in kurzer Zeit öde. Der junge Wilmson machte noch einmal den ganzen langen Weg vom Sudenburger- bis zum Krökenthor. Keine menschliche Gestalt, kein Fenster sogar, blieb unbeachtet von ihm. Die schöne Trauernde zeigte sich nicht, obwohl er, um ihre Aufmerksamkeit aus irgend einem Hause auf sich zu ziehen, ihr schneeweißes Tuch als Wahrzeichen in seiner Hand flattern ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Wildheit der Wilden und die europäischen Menschenfresser.

Man hört täglich von der Treulosigkeit, dem Verrathe, der Barbarei und Wildheit der Wilden sprechen; man nennt sie blutgierig, raubsüchtig, hinterlistig, mit einem Worte: Menschenfresser. Es verlohnt sich schon, die Sache ein wenig näher zu betrachten; denn auch die Wilden sind unsere Brüder, auch sie sind nach dem Bilde der Gottheit geschaffen, auch sie haben eine unsterbliche Seele, wie wir. Wir haben deßhalb die eifrigsten Nachforschungen angestellt, alte und neue Bücher durchblättert, und zu unserer innigsten Zufriedenheit gefunden,

daß alle jene Epitheten meistentheils ungereimt sind, und nur von Menschen herrühren, die selbst alle diese Namen verdienen, welche sie den ruhigen Bewohnern jener entfernten Länder, Inseln und Eilande, wohin ihre Eroberungs- und Usurpationssucht sie geführt, beigelegt haben. Woher kommt es denn, daß man heut zu Tage nicht mehr jene blut- und raubsüchtigen Wilden findet, welche im vorigen Jahrhundert noch das Schrecken aller Seefahrer waren? Das kommt daher, weil die Cook, Vancouver, Parry, Franklin, Bougainville, La Peyrouse, Frencinet, Krusenstern, Kotzebue und Bellinghausen keine Pizarro, Cortes, Almagro, Velasquez, Narbaes, Alvaredo, Ovando und Johannes von Salamanca mehr sind.

Audiatur et altera pars. Die Neu-Seeländer, Otaheiter, Owyheer, Nutkawier u. a. haben den Mund noch nicht geöffnet. Man lasse sie auch ein wenig sprechen. . . . . Schon hören wir von allen Seiten die Frage: „Ob wir uns nicht viel lieber gar zu dienstfertigen Vertheidigern der Kannibalen aufwerfen wollen?“ . . . . Und warum nicht, wenn wir uns im Stande zu seyn glauben, sie von allen den abscheulichen Beschuldigungen zu befreien, mit welchen man sie bisher belästigt hat? Haben wir nicht einen lebendigen Zeugen zur Unterstützung unserer Angaben, einen der ersten Weltumsegler, unsern achtbaren Krusenstern, der sich viel mit diesen Menschenfressern zu schaffen gemacht, und uns mehr als einmal auf das Vertraulichste versichert hat, daß jene Wilden im Grunde ganz gute Menschen, von einem sehr sanftmüthigen Karakter und friedfertigen Gesinnungen seyen, folglich mehr werth sind, als die zwei Drittel von uns?

Aber man bemerke wohl, daß hier vorzüglich von Menschenfressern die Rede seyn soll. Hat man jemals gehört, daß die Chinesen ein wildes und blutgieriges Volk seyen? Demungeachtet ist in diesem Lande der Kindermord kein Verbrechen, und man verkauft auf dem öffentlichen Markte zu Canton das Fleisch der geschlachteten Kinder. Folglich sind die Chinesen auch Menschenfresser. Wollte man die Europäer auch Antropophagen nennen, weil sie bei Schiffbrüchen, langen Belagerungen oder in Wüsten Menschenfleisch gegessen haben? Wir haben nicht nöthig, die mannichfach bekannten Beispiele darüber anzuführen. Aber wir mögen nicht einmal so weit gehen, um unsere Beispiele unter einer andern Hemisphäre aufzusuchen; wir finden sie vielmehr so nahe, als wir nur immer wünschen können, oder vielmehr als wir nicht wünschen möchten.

Es ist noch nicht gar lange her, daß die in Ungarn herumstreifenden Zigeunerbanden, welche man auch sehr unpassend Aegyptier nennt, sämmtlich Menschenfresser waren. Dieses Volk, das verwerfen-

ste der Erde, dessen eigentlichen Ursprung man nicht genau kennt, führt in dem genannten Lande ein wahres Nomaden- oder Vagabundenleben. Ihre verschiedenen Gewerbe bestehen in der Bettelei, dem Hausdiebstahl, dem Straßenraub. Sie spielen nebenbei auf der Geige und dem Dudelsack, und verstehen aus der Hand wahrzusagen. Ueberdem verdingen sie sich noch, wenn sie Gelegenheit dazu finden, als Henkersknechte und Schinder. Unter der Regierung Josephs II. hat man entdeckt, daß diese Wilden, inmitten eines zivilisirten Landes, deren Wohnungen nur in Zelten oder leichten Hütten am Rande der Wälder oder nahe an den großen Landstraßen bestanden, die Reisenden durch eine äußerst angenehme Musik zu sich anzuziehen suchten, sie nachher ermordeten, ihre Leiber in Stücke zerschnitten und sie einpöckelten. Dies war ihre gewöhnliche Leckerspeise, welcher sie vor jedem andern Gerichte den Vorzug gaben.

Sie wurden, nach der Entdeckung dieses schauderhaften Verfahrens, nach der ganzen Strenge der Gesetze bestraft, und Joseph II. beschäftigte sich, dieses unglückliche Volk zu zivilisiren. Er verbot ihnen das herumziehende Leben, ließ ihnen Dörfer erbauen und zwang sie, sich in regelmäßige und beständige Wohnungen niederzulassen. Der XXVI. Artikel des Gesetzes von 1791 schärft den adelichen Gutsbesitzern die Pflicht ihrer Zivilisation ein. Man wollte vorzüglich, daß sie den Ackerbau betreiben sollten. Aber Alles war umsonst. Die Zigeunerkinder, welche man bei den Bauern gleichsam in die Lehre gethan hatte, liefen davon und zu ihren Eltern, welche sich in die hohen Gebirge und in die undurchdringlichen Wälder geflüchtet hatten, und die es vorzogen, lieber Hungers zu sterben, als sich den weisen und wohlthätigen Verfügungen des Kaisers zu unterwerfen. Weder die strengste Polizei, noch die Schrecken der Hinrichtung, welche sie beständig einem langwierigen Gefängnisse vorzogen, und deren sie sich unumgänglich schuldig machten, haben bis jetzt diese Wilden des achtzehnten Jahrhunderts mitten in Europa zu zivilisiren vermocht. Seit dem Tode Josephs II. sind die Zigeuner wieder sich selbst überlassen worden, und so haben sie denn auch mit Vergnügen ihr früheres Vagabundenleben und alle ihre verruchten Gewerbe ergriffen. Die Otaheiter und die übrigen Wilden, nachdem sie einmal die Wohlthaten und das Glück der Zivilisation genossen und begriffen hatten, sind nie mehr in ihre vorige Wildheit verfallen.

Im Jahre 1781 hat man, wie alle Welt weiß, mitten in Sachsen, dem kultivirtesten, gesittetsten und zivilisirtesten Theile Deutschlands, in einer Stadt, welche man das Athen Germaniens nennt, einen Schäfer lebendig verbrannt, weil er Antropophag aus Geschmack

und Neigung war. Er lockte kleine Knaben und Mädchen und oft selbst Erwachsene in seine Hütte, ermordete sie dort, marinirte sie, schlug sie in Tonnen und speisete sie auf. Er ließ selbst seine Frau davon essen und machte ihr weiß, daß es Schöpsen- oder Lamm- oder Ziegenfleisch sey. Nach einer alten baroken Gewohnheit werden die Verbrecher einen Tag vor ihrer Hinrichtung auf das Köstlichste tracktirt. Man nennt dies das Henkermahl. Man fragte ihn also auch, was er noch am liebsten zu speisen wünsche? Er forderte eine Art Kuchen, den man auf dem Lande bereitet, und zu dem man Honig und Mohnkörner nimmt. Er verzehrte ihn mit großem Appetit und sogar mit einer Art von Gier. Auf die Frage: Warum er die übrigen Gerichte nicht berühre, und warum er eine so große Vorliebe für dieses Gebäck habe? erwiederte er, daß es nur darum sey, weil es ihm geschienen habe, als sey sein Geschmack dem Menschenfleisch am allerähnlichsten.

Mehrere Geschichtschreiber lassen die barbarische Gewohnheit, mit dem Fleische seines Gleichen sich zu ernähren, bei dem Menschengeschlechte bis zur Sündfluth hinaufreichen. War das Land Canaan nicht von Menschen bewohnt, welche, der allgemeinen Angabe nach, das Menschenfleisch zu ihren Leckerbissen rechneten? War es nicht ein gewöhnliches Mahl der Scythen und Sauromaten? Unsere Schüler erinnern sich noch sehr wohl der entsetzlichen Erzählung, welche uns Juvenal von einigen Völkern Aegyptens macht, die, nach Art der Tyger, mit ihren Zähnen die Leichen der von ihnen erschlagenen Feinde zerrissen. Titus Livius theilt uns gleichfalls mit, daß Hannibal seine Soldaten habe Menschenfleisch essen lassen, um sie dadurch wilder, unerschrockener und kampflustiger zu machen. Wir berufen uns endlich auf Salomon, welcher in seinem Buche der Weisheit (Kap. 12, V. 5.) von den frühern Bewohnern des gelobten Landes sagt: „Die unbarmherzigen Mörder ihrer Söhne, die da Menschenfleisch fraßen und gräulich Blut soffen.“

Es sind noch mehrere Stellen in der heiligen Schrift, wo von der Antropophagie die Rede ist, aber sie fallen uns im gegenwärtigen Augenblick nicht mehr bei. Ueberdem ist es schon an einer genug, die wahrlich nicht deutlicher seyn kann. Wir bemerken nur allein, daß überall, wo davon in diesem Buche die Rede ist, sie als das abscheulichste der Verbrechen genannt wird. Indessen hat es mehrere Philosophen gegeben, welche behauptet haben, daß die Menschenfresserei bei den Kannibalen kein Verbrechen genannt werden könne. Der berühmte Jurieu, in seinem Traktat über die Rechte der beiden Souverains, hat unter andern gesagt: „Die Kannibalen thun nichts gegen ihr Ge-

XUM

wissen, denn sie glauben in ihrer Einfalt, daß es ihnen erlaubt sey, also zu thun."

Was endlich die Treulosigkeit, Wuth, Hinterlist und Blutgier der Wilden anbetrifft, welche uns Pizarro mit so entsetzlichen Zügen geschildert hat, so begnügen wir uns, statt aller Antwort, nach dem Vorhergesagten, nur Christoph Columbus eigene Beschreibung dieser Völker hier anzudeuten:

„Ihre Physiognomie ist sanft und furchtsam, ihre Züge sind mehr sonderbar als widerlich."

Als Columbus eins seiner Schiffe an der Küste von Hayti einbüßte, wie betrugen sich diese Wilden, diese Barbaren, diese Menschenfresser? — Robertson, in seiner Geschichte von Amerika, berichtet uns das auf folgende Weise:

„Sobald die Inselbewohner das Unglück bemerkten, strömten sie in Haufen ans Ufer, ihren König Guacanahari an ihrer Spitze. Statt auf irgend eine Weise daran zu denken, den geringsten Vortheil aus der traurigen Lage der Spanier zu ziehen, und zugleich durch einen Gewaltstreich von diesen gefährlichen Gästen sich zu befreien, beklagten sie vielmehr ihr Mißgeschick mit den unzweideutigsten Zeichen eines wahren Mitgefühls. Aber sie beschränkten sich nicht allein auf diese unfruchtbaren Ausdrücke ihrer Menschlichkeit, sie legten auch thätig selbst Hand ans Werk, um zu retten, was noch von dem gescheiterten Schiffe zu retten war. Sobald alle Effekten ans Ufer geschafft worden waren, erbot sich Guacanahari selbst, sie zu bewachen. Er stellte an mehreren Orten bewaffnete Männer aus, welche die neugierige Menge in einer gewißen Entfernung hielten; nicht daß diese guten Menschen etwas gestohlen haben würden, denn der Gedanke fiel ihnen nicht einmal bei; sondern daß sie selbst nicht das berührten, was den Fremden gehörte, und welches ihr König als ein heiliges, ihm anvertrautes Gut betrachtete."

Wo ist die Wildheit und Blutgier in diesem Betragen? Wir könnten noch unzählige solcher Stellen aus Don Fernando's Lebensbeschreibung seines Vaters Columbus anführen, wenn wir die obigen nicht bereits genügend glaubten.

Was nach dem noch die Antropophagie dieser Völker betrifft, so ist der größte Theil der Mittheilungen darüber nur ein Gewebe alberner Mährchen, denen man nicht mehr trauen darf, als wenn man sagen wollte, daß die Spanier, Franzosen und Engländer ebenfalls Menschenfresser seien, weil sie hin und wieder in der Noth einmal einen Ihresgleichen verzehrt haben. Es giebt ohne Zweifel mehrere Stämme sogenannter Wilden, welche Menschenfleisch genießen; aber sie denken

sich eben so wenig etwas Unrechtes dabei, als wir, wenn wir ein gutes Stück Schöpsen- oder Schafenfleisch speisen. Ueberdem dienen ihnen nur ihre erschlagenen Feinde, oder die, welche sie als solche betrachten, zum Mahl. Sie fallen nie den Wehrlosen an, um ihn zu ermorden und sein heißes Blut zu trinken; sie schlachten die Weiber und die Kinder nicht, wie die Chinesen, die Zigeuner und der sächsische Schäfer; sie fressen sich untereinander nie, wie wir hochzivilisirte Völker wohl manchmal noch zu thun pflegen. (Lesef. v. F. d. n. L.

Der glimmende Lebensfunke.

Wie unglaublich viel die Natur vermag, den im menschlichen Körper vorhandenen Lebensfunken, selbst unter den ungünstigsten Umständen, glimmend zu erhalten und den lange Zeit bewußtlosen und sprachlosen Kranken wieder zum vollständigen Genuß der Gesundheit zu verhelfen, — mag folgendes merkwürdige Beispiel beweisen, welches der berühmte englische Wundarzt und Operateur, Astley Cooper in London, am 10. Dezember des abgewichenen Jahres, in seinen öffentlichen Vorlesungen vortrug.

Im vergangenen Revolutionskriege ward, durch die in Kriegszeiten bisher hier zu Lande übliche gewaltthätige Werbung, ein Mann zum Seedienst gezwungen und an Bord eines unserer Kriegsschiffe geschleppt, welches bald darauf nach dem mittelländischen Meere abgieng. Dort begegnete dem Neuling, was auch wohl dem geübtesten Matrosen widerfährt; er fiel, beim Aufbinden des Segels, von der Segelstange auf das Verdeck herab, und ward besinnungslos nach seiner Hängematte gebracht. So lag er, immer noch ohne Bewußtseyn, als das Schiff in Gibraltar eintraf. Er ward nun in das dortige Hospital geschafft. Auch hier dauerte sein Zustand von gänzlicher Bewußtlosigkeit fort. Er hatte die Augen fest geschlossen, sah nicht, hörte nicht, sprach nicht, hatte jedoch natürlichen Athemzug und Pulsschlag, und bewegte zwei Finger unabläßig auf und nieder. Von Zeit zu Zeit öffnete er den Mund, und der Wärter hatte abgemerkt, daß er alsdann etwas zu essen oder zu trinken begehre. Als nach Verlauf mehrerer Monate gar keine Aenderung in seinem Befinden erfolgte, transportirte man ihn, am Bord der Fregatte Delphin, nach Deptford, und lieferte ihn in das dortige Matrosen-Hospital ab. Auch hier dauerte sein Zustand nach wie vor unverändert fort. Eines Tages besuchte ein junger Chirurgie-Studirender, Namens Davy, den Wundarzt, unter dessen unmittelbarer Behandlung sich der Patient befand. „Da hab' ich, sagte

dieſer, ſeit mehreren Monaten einen Patienten, den Sie ſich wohl anſehen ſollten. Er weiß von ſeinen Sinnen nicht, er ißt aber und trinkt, liegt mit ausgeſtreckten Armen unbeweglich auf dem Rücken und bewegt, bei jedem Pulsſchlage, zwei Finger auf und nieder!" Als der junge Davy dieſen wunderſamen Patienten eine Weile beobachtet und auf Befragen erfahren hatte, daß der Mann von einer Segelſtange herab, und auf den Kopf gefallen war, betaſtete er den Hirnſchädel, und entdeckte an einer Selle deſſelben eine unbedeutende Vertiefung. Dieſer Mann muß trepanirt werden, ſagte der junge Student, ſchafft ihn doch unverzüglich nach London in's St. Thomas-Hoſpital. Dies geſchah. Der beiſpielloſe Zuſtand des Patienten hatte, als er in's St. Thomas-Hoſpital kam, ſchon „dreizehn volle Monate" immer in gleicher Art fortgedauert. Als der Vorſteher dieſes Krankenhauſes, Profeſſor Cline, den Patienten unterſucht hatte, ließ er ihn nach dem Operationsſaal bringen, und trepanirte ihn. Während der Operation bewegte der Kranke, wie bisher immer, zwei Finger unabläßig auf und nieder, kaum aber war, mittelſt der Trepanation, der bis dahin fortgedauerte Druck der Hirnſchale auf das Gehirn gehoben, ſo hörte augenblicklich auch die unwillkürliche Bewegung der Finger auf. Dies war Mittags um 1 Uhr. Der Patient ward nun gehörig verbunden und zu Bette gebracht. Drei Stunden nachher, um 4 Uhr Nachmittags gieng ich durch den Krankenſaal, und ſiehe da! der Patient ſaß aufgerichtet in ſeinem Bette. „Nun was machſt Du? redete ich ihn an, thut Dir's irgendwo weh?" Antworten konnte er noch nicht, aber er fuhr mit der Hand nach dem Kopfe, und legte ſie auf die trepanirte Stelle. Am fünften Tage konnte er ſchon das Bette verlaſſen, und Rede und Antwort geben; allein, ſonderbar genug! Er erinnerte ſich weiter nichts, als daß er von den Werbern aufgegriffen und nach Falmouth oder nach Plymouth geführt, und dort als Matroſe an Bord eines Schiffes gebracht worden war. Von allem Uebrigen, was bis zu dem Augenblick, wo er durch die Operation wieder zum Bewußtſeyn gelangte, mit ihm vorgegangen war, wußte er durchaus nichts; es war, als hätte er aus dem Lethe getrunken, ſo rein weg war die Erinnernng alles deſſen, was ſich in der Zwiſchenzeit mit ihm zugetragen hatte."

—o—

(Wenn dieſe, von einem Augenzeugen und wiſſenſchaftlichen Manne beglaubigte Geſchichte in ärztlicher Hinſicht vielfach Bewunderung verdient; ſo iſt es, in anderer Hinſicht, nicht weniger zu verwundern, daß der auffallende Zuſtand eines ſolchen Kranken, in einem Lande wie England, dreizehn Monate lang hat unbeachtet und vernachläßigt

bleiben können, daß weder der Wundarzt des Schiffes, auf welchem sich der Fall ereignet, noch die Wundärzte des Lazareths in Gibraltar, noch der Wundarzt der Fregatte Delphin, auf welcher der Patient von Gibraltar nach Deptford (eine deutsche Meile weit von London) transportirt, und daß auch in diesem Hospital das Uebel des Patienten nicht untersucht und nicht erkannt worden, sondern daß es dem Zufall überlassen geblieben war, einen jungen studirenden Wundarzt gelegentlich an das Bette des Kranken zu führen, um zu seiner Heilung den ersten Anstoß zu geben!!! Wie läßt sich dieß mit der Wißbegier der englischen Aerzte, und mit der gepriesenen Sorgfalt, die in den dortigen Lazareth-Anstalten herrschen soll, zusammen reimen? Endlich: welche Gleichgültigkeit deutet es an, daß weder der Name des Schiffs, auf welchem der Kranke zu Schaden gekommen, noch das eigentliche Datum der Begebenheit, endlich auch nicht einmal Name und Alter des Patienten, und sein nachheriges Befinden im allergeringsten angegeben worden sind? Gegen die Glaubwürdigkeit der Sache selbst beweiset dies freilich nichts, denn das Zeugniß zweier lebenden Augenzeugen, der beiden Wundärzte, Cline und Astley Cooper, ist Bürgschaft genug, daß die Sache unbezweifelt wahr sey, daß man sie aber nicht schon früher gehörig gewürdigt, und in noch größerem Detail historisch aufbewahrt hat, bleibt allerdings immer unbegreiflich!)

Luthers wissenschaftliche Bildung auf der Schule zu Eisenach.

Zu den merkwürdigen Schulen des Mittelalters, welche sich nach Luthers eigenem Geständnisse, in ganz Deutschland vortheilhaft auszeichneten, und die er deswegen auch den damaligen Hochschulen fast gleichstellt, gehörte, außer denen in Zwickau, Torgau, Wittenberg und Gotha, insbesondere die in Eisenach; nicht sowohl, weil ihr Luther selbst seine frühere Bildung hauptsächlich mit zu verdanken hatte, als vielmehr, weil sie überhaupt durch die Art des Unterrichts, welcher daselbst ertheilt wurde, einen großen Vorzug vor vielen andern erhielt. Denn auch hier hatte sich seit 1476 insbesondere der grammatikalische Theil des Unterichts so sehr gehoben, daß nicht nur mehrere klassische Werke der Alten von den Zöglingen dieser Lehranstalt mit Nutzen gelesen, und sie mit Hülfe einer damals verbesserten Grammatik zur Uebersetzung und Auslegung derselben angeleitet wurden; sondern man verband auch zugleich hiermit die Uebung im Schreiben, und trieb mit ihnen fleißig die griechische Grammatik (das Hebräische scheint mehr für die Universität berechnet gewesen zu seyn); und so konnte sich die

Eisenachische Schule einer Methode des Unterrichts rühmen, dergleichen in jenen Zeiten den meisten andern Schulen noch fehlte. Selbst Poesie und Rhetorik, welche auf andern Lehranstalten dieser Art theils wenig verstanden, theils schlecht vorgetragen wurden, beschäftigten die damaligen Lehrer dieses Gymnasiums mit dem besten Erfolge von Seiten ihrer Zöglinge. Kein Wunder also, wenn der junge, von Natur lernbegierige Luther, als er, nach dem Wunsch und Willen seines sorgsamen Vaters, diese Lehranstalt besuchen mußte, so gute Fortschritte machte, daß ihm Melanchthon das Lob ertheilte, er habe, als ein außerordentlicher Kopf, zumal da er besondere Anlage zur Wohlredenheit gehabt, sehr bald an Fluß und Reichthum der Sprache in mündlichen und schriftlichen Vorträgen zugenommen, und sowohl in gebundener als ungebundener Rede, die übrigen Jünglinge alle, welche mit ihm zugleich diese Schule besuchten, ohne große Mühe übertroffen (S. dessen Declamat. T. IV. p. 498. sq.)

So stand es damals um die Eisenachische Schule, so allgemein bekannt durch ihre bessere Einrichtung war sie, als Luthers Vater sich entschloß, 1498 seinen Sohn, einen funfzehnjährigen Jüngling, von Magdeburg nach Eisenach auf die Schule zu thun. Er hatte aber dabey noch einen andern Grund. In Magdeburg nämlich hatte der Sohn sein Fortkommen nicht ganz finden können, und da er von mütterlicher Seite nahe Verwandte in Eisenach hatte, so glaubte der Vater, er werde bey diesen einige Unterstützung finden. Allein außer bey einem Anverwandten von der väterlichen Seite, der Kirchner zu St. Nikolai war, und Conrad Luther hieß, scheint unser Luther wenig oder keine Unterstützung von seinen Eisenachischen Verwandten gehabt zu haben; daher sich der dürftige Knabe, aller andern Hülfsmittel beraubt, genöthiget sah, um seine Studien gleichwohl fortsetzen zu können, nach Art der Franciskaner und Dominikaner, als Kurrendeknabe mit Singen und Beten sein Brod vor den Häusern der Bürger zu verdienen, wobey er es sich nicht selten gefallen lassen mußte, daß er, gleich einem gemeinen Bettler, mit Ungestüm abgewiesen wurde, welches für einen Jüngling von Luthers Schüchternheit, Reizbarkeit und Armuth doppelt empfindlich seyn mußte. Inzwischen verlor er, bey diesem erniedrigenden Gefühle seiner Dürftigkeit und Abhängigkeit von fremdem Mitleide, den Muth nicht, sondern, feurigen Geistes und mit einer unbesiegbaren Lust zum Lernen und zur Ausbildung seiner Fähigkeiten, arbeitete sich der Knabe durch alle Schwierigkeiten und Hindernisse hindurch. Daher sagt er einmal selbst von sich: „Das sind die rechten, die in geflickten Mänteln und Schuhen gehen, und das liebe Brod vor den Thüren sammeln (er meint damit die Kurrendeknaben). Das werden oft die be-

sten, gelehrtesten und vornehmsten Leute. O verzaget nicht (fährt er fort), Ihr guten Gesellen, die ihr jetzt in die Kurrende geht, andern famulirt und mit im Chore seyd! Manchen unter Euch ist ein Glück bescheert, dahin Ihr jetzt nicht gedenket; allein seyd fromm und fleißig ꝛc." Und an einem andern Orte sagt er: „Ich bin auch ein solcher Partekenhengst gewesen (d. h. habe als Kurrendeknabe singend die Straßen mit durchlaufen), und habe das Brod vor den Häusern genommen, sonderlich zu Eisenach, in meiner lieben Stadt."

Doch gab es Augenblicke, wo Luther dem Gefühle der Armuth und der nicht selten damit verbundenen Erniedrigung unterlag. Dies war besonders der Fall, als er einst vor drey Thüren gesungen hatte und, ohne auch nur eine kleine Gabe an Geld oder Brod empfangen zu haben, mit harten unglimpflichen Worten abgewiesen wurde. Beschämt und niedergeschlagen blieb er endlich vor dem Hause eines verstorbenen, rechtschaffenen und wohlhabenden Bürgers in der Georgengasse, Namens Conrad Cotta stehen. Gerührt von der Andacht, mit welcher die christlichfromme Wittwe dieses Mannes, Ursula Cotta, den jungen Luther hatte beten sehn, und weil sie ihn noch überdies so schön in der Kirche hatte singen hören, faßte sie sogleich eine Zuneigung zu dem Knaben, öffnete ihm die Thür, speisete ihn, und nahm ihn nachher auf immer in ihr Haus. Dadurch wurde Luther auf einmal von allen Nahrungssorgen und den Beschwerlichkeiten eines mühevollen Lebens befreit, und konnte nun ungestört und mit ganzem Fleiße sich der Erwerbung nützlicher Kenntnisse widmen. Er hat es in der Folge von dieser Frau oft gerühmt, daß er ihr, durch die Aufnahme in ihr Haus und durch die Unterstützung, welche sie ihm habe angedeihen lassen, sein ganzes Glück zu verdanken habe. Aus dankbarer Verehrung gegen diese preiswürdige Familie nahm er auch 1540 und 1541 ihren Sohn, Heinrich Cotta, nachherigen Bürgermeister in Eisenach, an seinen Tisch. Eben diese Cotta ist es auch, von welcher der hochherzige Reformator in einer Randglosse über den 10ten Vers des 31sten Kapitels der Sprüche Salamonis sagt: „Es ist kein lieber Ding auf Erden, denn Frauenliebe, wem sie mag werden," von welchem Sprüchworte nachher seine Feinde eine hämische und durchaus falsche Auslegung gemacht haben, so schriftmäßig und mit den Worten eines Sirachs (Kap. 26, 19.) übereinstimmend auch diese Rede ist. Inzwischen Luther befand sich wohl bey dieser frommen Matrone, und konnte von jetzt an den Wissenschaften viel mehr obliegen, auch den Unterricht in der Schule besser benutzen, als vorher. Was ihm dann an Zeit noch übrig blieb, widmete er entweder dem Drechseln, oder er übte sich in Musik und Dichtkunst, und brachte es nicht nur im Gesange, sondern auch auf mehreren musikalischen Instrumenten, be-

XUM

sonders auf der Flöte, zu einer nicht gemeinen Fertigkeit, komponirte auch schon mitunter Choräle *). Dies alles studirte und lernte er auf einer Schule und in einer Stadt, die deswegen beide seinem Andenken immer theuer waren.

Damals, als Luther in Eisenach lebte, bekleidete die Stelle eines Rektors bei jener Schule ein Franziskaner, Johannes Trebonius, ein gelehrter, heldenkender Kopf und berühmter Dichter seiner Zeit, der auf die Bildung des jungen Luthers, welcher seinen Unterricht vier Jahre lang genoß, mächtig wirkte, und seinem Geiste den Aufschwung gab, mit welchem er hernach das wichtige Werk der Kirchenverbesserung begann. Dieser Trebonius wußte sich nicht nur über viele Vorurtheile zu erheben, die den meisten Klosterschulen noch anklebten, sondern er verstand auch die Kunst, die Schüler für sich einzunehmen und sie für seinen Vortrag zu gewinnen. Luthers Zeitgenosse und Freund, Matzenberg (Leibarzt bei dem damaligen Kurfürsten Johann Friedrich), erzählt von diesem Rektor des Eisenachischen Helikons, er habe nie seine Klasse betreten, ohne das Haupt zu entblößen, und seine Schüler liebreich und mit einem gewissen würdevollen Anstande zu grüßen; ja er wurde aufgebracht, wenn er sah, daß einer seiner Amtsgehülfen diese äußern Zeichen der Achtung und Höflichkeit gegen die Jugend vernachläßigte, und pflegte es ihnen dann gewöhnlich mit diesen Worten zu verweisen: Es sitzen unter diesen Knaben Leute (und wer weiß, ob nicht Luther eben auch einmal darunter saß), aus welchen Gott Bürgermeister, Kanzler, Doktoren und Obrigkeitspersonen macht, ob Ihr es jetzo wohl noch nicht sehet; diese sollt Ihr billig ehren (Seckendorf, C. I. p. 50. sq.)." Gewiß ein ganz eigenes Betragen von einem Lehrer der damaligen Zeit, das ihm jetzt nicht leicht einer nachahmen wird, aus Furcht, er möchte sich dadurch bei seinen Zöglingen etwas vergeben, welches jedoch bei ihm der Fall gar nicht war; denn seine Schüler waren ihm mit Liebe und Zuneigung ergeben; Zeuge dessen sind die vielen Aeußerungen der Dankbarkeit und Hochachtung, mit welchen Luther an mehreren Orten von diesem seinen Lehrer spricht.

Doch von dem gelehrten Trebonius allein gieng die Geschicklichkeit und Brauchbarkeit dieses Zöglings der Eisenachischen Schule nicht aus, sondern es hatten noch außerdem nähern oder entferntern Antheil daran die Lehrer der Eislebischen Schule, insbesondere auch ein dasiger Verwandter dieses Knaben, Nikolaus Oemler, der ihn mit zärtlicher Sorgfalt öfters auf den Armen in die Schule trug; die Lehrer der Schule zu Mannsfeld, die Franziskaner oder sogenannten Nul-

*) Der berühmte Komponist Händel soll Luthers Choräle häufig studirt und versichert haben, daß er ihnen vieles zu danken habe.

brüder in Magdeburg, und die Collegen des bescheidenen Trebonius, unter welchen bei Nebhan und Paullini insbesondere nur ein gewisser Wolfgang Ostermeyer genannt wird. Auch in Erfurt genoß Luther den Unterricht mehrerer, für die damalige Zeit ausgezeichneter Lehrer.

Wie streng übrigens die Lehrer damals auf unsern deutschen Schulen die Knaben behandelten, beweiset Luthers eigenes Beispiel, dem man dadurch eine solche Furcht und Schüchternheit eingejagt hatte, die er nie ganz hat besiegen können. Denn als er einst mit einigen Kurrendanern auf ein Dorf gegangen war, um von Haus zu Haus mit ihnen das Neujahr zu singen, trat ein Bauer, vor dessen Thür sie eben gesungen hatten, mit einigen Bratwürsten heraus, und rief in einer etwas groben Bauernstimme: „Wo seyd Ihr Buben?“ Luther, der vermöge seiner, von den Lehrern erzeugten Furchtsamkeit wohl nichts anders vermuthen mochte, als daß dieser Mann ihm und seinen Kameraden, statt der gehofften Verehrung, mit einer derben Tracht Prügel entgegen käme, erschrack, und ergriff sogleich die Flucht, die andern aber folgten ihm nach. Gleichwohl meinte es der Bauer gut, und wollte durch dieses Geschenk, dessen Annahme ihm bei den erschrockenen, aber wieder zurückgerufenen Knaben viel Mühe kostete, sein Wohlgefallen an ihrem Gesange zu erkennen geben. Er selbst, Luther, erzählt diese Anekdote, und setzt hinzu: „Von den beständigen Drohungen und von der Grausamkeit der Lehrer, womit sie ihren Untergebenen damals zu begegnen pflegten, wurden unsere Gemüther schnell und leicht mit Furcht und Schrecken erfüllt.“ Und an einem andern Orte nennt er die Schullehrer seiner Zeit, welche die Jugend nur mißbrauchten, sie prügelten, und sie demohngeachtet nichts Tüchtiges lehrten, Tyrannen und Peiniger, die Schulen aber, wo diese barbarische Gewohnheit herrschte, eigentliche Gefängnisse und Marterhöllen. — Gott Lob! das sind sie schon lange nicht mehr, und es giebt jetzt eben so viel katholische als evangelische Lehrer, würdige Männer, die ihre Schüler mit der größten Liebe und Sanftmuth behandeln, wenn es auch hin und wieder noch manchen Orbilius *) giebt, dessen größte Kunst und Geschicklichkeit im Zuschlagen besteht; obgleich nicht abzuleugnen ist, daß man zuweilen den Stock in Schulen auch noch gebrauchen muß, so viel auch manche der neuen Pädagogen dagegen einzuwenden haben. Luther selbst, ein ächter, wahrer Kinderfreund, sagt: „Wir müssen manchmal mit den Kindern lallen und ihnen im Guten beikommen; hilft das nicht, dann muß Schärfe seyn.“

*) Horazens Lehrer, ein strenger Patron, den Horaz selbst plagosum nennt, d. i. einen Mann, der gern Hiebe austheilt. Epist. Lib. II. ep. I, v. 70. seq.

Sobald nun Luther seine Schulzeit in Eisenach beendiget hatte, gieng er 1501 von hier nach Erfurt, begleitet von den Segnungen eines theuern Lehrers und einer Wohlthäterin, die bisher Mutterstelle bei ihm vertreten hatte, und die nachher selbst gestand, daß Gott, seit dem sie den armen, verlassenen Luther in ihr Haus aufgenommen habe, sie auf eine ganz vorzügliche Weise an Glücksgütern gesegnet hätte (Rik. Rebhans Hist. eccles. Isn.). Auf der damals sehr angesehenen Universität Erfurt fand Luther einen berühmten Lehrer an dem gelehrten Jodocus Trautvetter, einem geborenen Eisenacher.

Anekdote.

Als der berühmte Englische Schauspieler Kean, der Liebling seiner Nation, (von dem gegenwärtig alle englische Blätter voll sind) vor einiger Zeit zu Portsmouth durch seine unübertrefflichen Darstellungen Alles bezauberte, ersuchten ihn einige Freunde, in einem der ersten Hotels mit ihnen ein gutes Frühstück einzunehmen. Kean weigerte sich anfänglich, gab indessen nach, und wurde in die ansehnlichste Restauration geführt. Kaum hatte der Wirth erfahren, daß Kean von der Parthie sei, so führte er die Gäste in das eleganteste Zimmer des Hauses, dankte für die ihm erwiesene Ehre und erschöpfte sich in Artigkeiten. Kean ertrug diese Zudringlichkeit einige Minuten; endlich aber runzelte er die Stirn, faßte mit festem Blick den Wirth ins Auge, und sagte in einem ausdrucksvollen Tone: „Herr, ich kam in Ihr Haus mit Freunden, um einige Erfrischungen zu genießen, aber nicht um mich von Ihren Höflichkeiten erdrücken zu lassen, von welchen jede für mich einen Stachel hat! — Sehen Sie mich an, Herr! — Nun! Sie erinnern sich meiner nicht, wie ich sehe! — Wissen Sie, ich bin Kean; Edmund Kean! derselbe Edmund Kean, der vor funfzehn Jahren als Mitglied einer herumziehenden Gesellschaft zum Jahrmarkt nach Portsmouth kam."

„Ich erinnere mich sehr wohl, daß ich damals in Ihre damalige Schenke kam, und eine Bouteille Porter forderte. Sie ließen mich lange warten, ehe Sie mich bedienten; endlich reichten Sie mir mit der einen Hand die Flasche, hielten aber auch zugleich die andere hin, um das Geld dafür zu empfangen. Sie hielten mich nicht einen Schilling werth. Nie — nie werde ich diese Unverschämtheit und meinen Aerger darüber, vergessen. Jetzt haben sich die Umstände geändert! Sie, Herr, sitzen in einem der ersten Hotels, und ich bin — doch nichts davon! — Sie sind noch der flache Mensch wie ehedem, und ich bin Edmund Kean; derselbe Edmund Kean, der vor funfzehn Jah-

ren von Ihnen bitter gekränkt wurde. — Sehen Sie mich an, Herr! — Was hat sich an mir, außer der Kleidung, geändert? — Bin ich itzt ein besserer Mensch, wie damals? — Was ist jetzt an mir, daß Sie mich mit Ihren zudringlichen, widerlichen Höflichkeiten peinigen! — Gehen Sie Herr! — Scheren Sie sich! Ich schäme mich in Ihrer Seele! — Behalten Sie in Ihrem Keller Ihre köstlichen Weine; ich mag, ich will nichts davon haben!" — Damit kehrte der Aufgebrachte ihm den Rücken zu, und verließ mit seinen Begleitern das Haus.

Miscellen.

Sieber hebt in seiner Reisebeschreibung von Cairo nach Jerusalem den sonderbaren Umstand hervor: Daß Jerusalem jetzt für alle sonst so streng geschiedene Glaubensformen ein Vereinigungspunkt ist. Die Türken pilgern eben so fleißig nach Jerusalem, wie Juden und Christen, und zwar bloß des heiligen Salomonischen Tempels wegen, auf dessen Hofe sich kein Christ ohne Lebensgefahr zeigen darf. Zu Ostern ziehen oft gegen 4000 griechische Pilger ein, aus dem lateinischen Christenthume in Europa aber fast gar keine mehr. Juden strömen aus allen Weltgegenden hinzu, aber meistens in hohen Jahren, — um das heimathlose Haupt auf der Stätte der glücklicheren Väter auf ewig niederzulegen.

———o———

Das neue Moskau hat seine vorige asiatische Physiognomie gänzlich verloren. Der sonstige so auffallende Contrast zwischen prachtvollen Palästen und elenden Hütten kommt selten vor. Das verschönerte Moskau kann sich jetzt Europens übrigen Hauptstädten gleich stellen. Zu den Hauptverschönerungen gehören unter andern: Die herrliche Baumanlage im Quartier Belvi Gorod, genannt Alexanders Garten, und dem Publikum offen stehend; sodann das Exerzierhaus, dergleichen in allen Hauptstädten Rußlands erbaut sind, weil das rauhe Klima das Exerzieren im Freien nicht lange gestattet. Die französischen Generale Betancourt und Charbonnier haben den Bau des Moskauischen geleitet. Façade und Flügel sind mit schönen, jonischen Säulen geschmückt. Es ist wohl das größte aller aus Mauern bestehenden Gebäude; denn es ist 560 englische Fuß lang, 168 breit und 43 1/2 Fuß hoch. Vergleicht man es mit dem großen Saal im Justiz-Palast zu Padua, dem größten Europens; so ist dieser nur 300 Schuh lang, 100 breit und eben so hoch. 2000 Mann Infanterie und 1000 Mann Kavallerie können im Moskauer Hause exerciren; gewöhnlich

eher läßt man nur ein Bataillon Infanterie und eine Schwadron Reiter hier ihre Waffenübungen halten.

Literatur und Kunst.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß, während die europäischen Staaten sich hinsichtlich des Handels und Verkehrs abschließen und feindselig behandeln, die höhern Bemühungen im Fache der Wissenschaft und der Kunst allenthalben eine huldigende Anerkennung, ohne Rücksicht auf Nationalität, erhalten, daß sie als Gemeingüter der sich immer mehr annähernden civilisirten Welt angesehen werden. Welche, wenn auch später erfolgte Huldigung den klassischen deutschen Dichterwerken bereits in Italien und Frankreich geworden, ist allgemein bekannt; auch die wahrhaft einzigen Tonwerke einiger unsterblichen Meister Deutschlands finden allmählich gleiche Würdigung. So eben kündigen französische Blätter eine geschmackvolle Herausgabe sämmtlicher Werke Mozart's mit Klavierbegleitung an, um dadurch diesen größten aller bisher bekannten Tonsetzer wo möglich ein Denkmal zu setzen. Als Einladung zur Unterschrift dient das von Hrn Berton, Mitglied des Nationalinstituts über Mozart's gefällte treffende Urtheil: „Mozart (sagt Hr. Berton) ist eine hellleuchtende Erscheinung, durch den Glanz seines umfassenden und schimmernden Schöpfergeistes setzte er das Musik-liebende Europa in Erstaunen und bezauberte es. Er ist ein neuer Proteus, mit allen Gestalten bekannt. Dieser große Maler hat auf seinem Farbenbrett alle Farben und alle Mischungen derselben im Gesichte liegen. Bewunderungswürdig in seinen Entwürfen, ist er zugleich Raphael in der Zeichnung, hat den Ausdruck und die Energie von Poussin, das Kolorit von Rubens. Er war und ist noch Michael Angelo in der Musik. Während einer nur kurzen Lebensdauer hat dieses Genie nur Meisterwerke geschaffen ꝛc." Was zur Verherrlichung eines Virgil's, Horaz, Racine geschehen, fügen die Herausgeber bei, soll auch für Mozart werden, ein Denkmal des Ruhms für den Schwan von Salzburg. Das durch Papier, Stich u. dergl. sich auszeichnende Werk soll in 8 Lieferungen, jede zu 18 Franken, auf Subscription in schneller Folge erscheinen.

Nirgends wird Kotzebue, der vielbefeindete, mehr vermißt, als im Schauspielhause. Er ist noch nicht ersetzt und wird schwerlich ersetzt werden. Seine Laune, sein Witz, seine Satyre gaben stets was Neues, Pikantes und Ergötzliches, und was seine Feinde auch gegen das Classische seiner Possen-Lustspiele sagen mögen, genug, sie wurden stets gern gesehen und unterhielten, und das ist ja mit die Hauptsache.